

## Architektur - Mali

### Djenné

An den Ufern des Niger, im Herzen Malis, liegt die alte Handelsstadt Djenné. Die über tausend Jahre alte Stadt ist berühmt durch ihren Markt und ihre Moschee. Schon immer war Djenné ein Umschlagplatz für Waren aller Art, besonders für das Gold aus den westafrikanischen Minen.

Als im 13. Jahrhundert der Sultan der Stadt zum Islam übertrat, schenkte er seinen Palast den Gläubigen, damit sie darin Allah verehren könnten. Die jetzige Moschee wurde Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Vorbild des Palastes genau an derselben Stelle errichtet. Der größte und schönste Lehmgebäude in der Sahelzone bietet 3000 Gläubigen Platz.

Die Lehmarchitektur der Moschee ist Zeugnis davon, wie sich die Menschen in der Sahelzone den widrigen Gegebenheiten ihrer Umgebung angepasst und sich die Natur gefügig gemacht haben.

Buch und Regie: Josef Becker  
Kamera: Holger Schüppel

### Film Text

An den Ufern des Niger, da, wo der Bani in ihn hineinfließt, liegt Djenné: Ziel von Kaufleuten, Kunden und Pilgern.

In der Regenzeit, wenn das Hochwasser die Flüsse über die Ufer treten lässt, liegt die Stadt wie eine Insel in einem unüberschaubaren Meer.

Alle Wege, sagt man in Mali, führen nach Djenné. Händler und Käufer und Gläubige streben dahin. Berühmt ist die alte Handelsstadt im Herzen des westafrikanischen Staates durch ihren Markt und ihre Moschee.

Djenné wird in alten Berichten beschrieben als gross, reich und glücklich, als eine Stadt, in der der Handel floriert und das Handwerk gedeiht. Djenné, die schönste Stadt in der Sahelzone, vom Himmel gesegnet und geliebt von Gott, gilt bis heute als das äJuwel im Tal des Nigerô.

Djenné ist eine alte Stadt. Erste Siedlungen an diesem Ort gab es schon in der Zeit vor Christi Geburt. Das Volk der Bozo lebte hier vom Fischfang und vom Getreideanbau. Im 9. Jahrhundert entwickelten sich unter dem Einfluss der Nono, die gewitzte Kaufleuten waren, mehr und mehr städtische Strukturen. Die Nono

hatten Djenné an den heutigen Standort verlegt und auf einem von den Wassern des Niger umflossenen Hügel noch einmal gegründet. Die alte Stadt, Djenné-Djeno, den jährlichen Überschwemmungen durch die Hochwasser der Regenzeit schutzlos ausgeliefert, wurde aufgegeben.

Um die Götter der neuen Stadt gegenüber günstig zu stimmen, wurde ein junges Mädchen mit Namen Tapama den Göttern geopfert. Lebendigen Leibes wurde sie eingemauert, um für den Wohlstand der Stadt und den Schutz ihrer Bewohner zu sorgen. Dies geschah vor der Zeit der Bekehrung der Stadt zum Islam. Gebaut wird noch heute wie seit alters her schon. Die Technik hat sich kaum verändert, das Material ist das gleiche geblieben. Da es keine Natursteine gibt, werden Ziegel gebrannt aus Lehm, dem gehäckseltes Stroh und Kuhmist beigefügt wird. Die Ziegel werden mit feuchtem Lehm miteinander verbunden. Lehm ist billig und praktisch. Lehm schützt vor Hitze und Kälte gleichermaßen. Lehm ist vor allem überall reichlich vorhanden. Man braucht nur mit Wasser den Boden aufzuweichen und schon kann man bauen. Den Rest besorgt dann die Sonne.

Djenné verdankt seinen Reichtum dem Handel und seiner günstigen Lage am Niger. Schon früh wurde die Stadt zu einem Umschlagplatz für Waren aller Art. Die größten Gewinne wurden mit dem Gold aus den westafrikanischen Minen gemacht, das in den Ländern jenseits der Sahara heißbegehrt war. Auf ihrem weltweiten Vormarsch kamen die Anhänger des Propheten im 13. Jahrhundert auch nach Djenné. Die Bewohner der Stadt, die animistischen Naturreligionen anhängen, waren nur schwer für den neuen Glauben zu begeistern. Der damalige Sultan der Stadt, Koumboro aber ließ sich vom Koran überzeugen und konvertierte. Und mit ihm der größte Teil des Volkes. Andere flüchteten in das Bergland der Dogon. Die Islamisierung zeigt ihre Spuren auch in der Architektur.

Nach dem Koran dürfen sich Frauen den Blicken der Männer nicht unverhüllt aussetzen. Hinter den Gitterfenstern können sie das Treiben auf Straßen und Plätzen beobachten, ohne selber gesehen zu werden.

Nachdem der Sultan von Djenné zum Islam übergetreten war, schenkte er seinen Sultanspalast den Gläubigen, damit sie darin Allah verehren könnten. Die heutige Moschee, die erst 1909 nach dem Vorbild des alten Baus an genau der gleichen Stelle errichtet wurde, gilt als der größte und schönste Lehmgebäude in der Sahelzone. Durch die Betonung der senkrechten Linien wirkt die Moschee viel höher als sie tatsächlich ist. Mit ihren gewaltigen Ausmaßen, die Frontfassade erstreckt sich über 150 Meter, bietet sie 3000 Gläubigen Platz.

Wie eine feste Burg des Glaubens erscheint die Moschee, die wuchtigen Minarette und Zinnen lassen eher an eine Festung denken als an ein Haus des Gebetes. Die horizontal aus den Lehmwänden herausragenden Holzbalken, so pittoresk und dekorativ sie auch erscheinen, sind keineswegs Zeugnisse primitiver afrikanischer

Kunst. Sie dienen nicht so sehr der Verschönerung und Verzierung der kahlen Wände, vielmehr haben sie einen durchaus praktischen Zweck. Wenn nämlich der Regen auf die Lehmwände niederprasselt, entstehen immer große Schäden an den Gebäuden. Solang es trocken bleibt, backt die Sonnenhitze den Lehm zu einer festen Wand zusammen. In der Regenzeit aber wird der Lehm aufgeweicht und weggespült. Die Arbeiter, die diese Schäden ausbessern müssen, nutzen die Balken als Leitersprossen und Haltegriffe. Die Bauweise ist typisch für die Lehmhäuser in dieser Region. Jedem Haus wird sein eigenes Baugerüst für vorhersehbare Reparaturen gleich miteingebaut.

Das wichtigste Bildungsangebot in Djenné sind die Koranschulen. An beinahe jeder Straßenecke sitzt ein Weiser mit einer Schar von fünfzehn zwanzig Kindern, denen er anhand der Suren des Koran das Lesen und Schreiben beibringt. Auf diese Weise werden die ehernen Grundsätze des Islam in der Bevölkerung schon von Kindesbeinen an verankert.

Alle Wege in Djenné führen zur Moschee. Auch die Wege der Händler und ihrer Kunden. Denn der große Markt, für den Djenné berühmt ist, liegt direkt zu Füßen der Moschee. Was immer angebaut und produziert wird, was immer man zum Leben braucht, was immer sich verkaufen lässt, findet man auf dem Markt. Vom Trockenfisch bis zu Musikkassetten. Lebensnotwendiges und Luxusartikel. Von weither kommen Käufer und Anbieter. Der Markt ist zugleich ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem man sich trifft und Neuigkeiten austauscht, bei dem man schaut und sich zeigt, bei dem man nach Möglichkeit neue Kontakte knüpft, und durchaus nicht nur geschäftliche.

Die Weltoffenheit und kulturelle Aufgeschlossenheit der Stadt erklärt sich vielleicht aus ihrer wechselvollen Geschichte. Fremde Herren gingen in Djenné ein und aus, über Jahrhunderte hin, lösten einander ab. Alle ließen ein Stück ihrer Kultur, ihrer Identität in der Stadt. Und die Stadt nahm das auf und baute es aus und hat es bis heute bewahrt. Denn wer immer über die Stadt herrschte, Djenné war zu allen Zeiten vor allem ein Markt, ein Ort, an dem Waren und Meinungen getauscht wurden, ein Zentrum von Wirtschaft, Politik und Kunst. Djenné war und bleibt das Juwel im Tale des Niger.

Buch und Regie: Josef Becker

## Bandiagara

Vermutlich, weil sie nicht zum Islam bekehrt werden wollten, flohen die Dogon vor über 800 Jahren in das unwirtliche Gebiet des afrikanischen Bandiagara-Plateaus. Dort bauten sie Häuser aus Lehm. Ihrem eigenen Mythos nach sind sie selbst aus Lehm und von der Sonne schwarz gebrannt.

Ihre Lehmbauten zählen zu den herausragendsten architektonischen Leistungen Afrikas. Zeugnisse von der Kunst der Dogon finden sich in vielen bedeutenden Museen der Welt.

Diese Kultur ist von komplizierten Mythen geprägt, und bewahrt sich ihren ursprünglichen Animismus. Heute wird sie jedoch von der harten Wirklichkeit eingeholt und ist stark bedroht. Viele Dogon ziehen in die Ebene, wo Rinderzucht und Zwiebelanbau reicheren Ertrag versprechen.

Buch und Regie: Josef Becker  
Kamera: Holger Schüppel

## Film Text

Aus ihrer Heimat vertrieben, dem sagenumwobenen Mandé, kamen sie vor über 800 Jahren in diese kahle, unwirtliche Gegend im Osten Malis: die Dogon. Dass sie sich ausgerechnet in dieser kargen Landschaft niederliessen, war Folge ihrer Vertreibung und Lehre daraus. Das Bandiagara-Plateau, die Felsen und Klippen und Klüfte boten ihnen Schutz vor Verfolgung. Hier waren sie sicher vor den Nachstellungen ihrer Feinde, den Angriffen kriegerischer Nachbarn und, bis vor kurzem, vor allen zivilisatorischen Einflüssen der Neuzeit. Hier bewahrten sie sich ihr kulturelles Erbe. Bis heute.

Die Kunst der Dogon ist mit ihrer Religion eng verbunden. Ihre Kunstwerke sind Ausdruck ihrer animistischen Weltansicht. Ursprüngliche Zeugnisse ihrer Kunst finden sich heute eher in den bedeutendsten Museen der Welt als im Dogon-Land selbst. An einem ihrer heiligsten Orte haben sich diese Felsmalereien erhalten: alle drei Jahre werden hier nach einem genau festgelegten Ritus die zehnjährigen Knaben der ganzen Region beschnitten.

Der oberste Priester der Dogon, der beinahe wie ein Gott verehrt wird, betritt das Ginnahaus. In diesem Haus werden die Ahnen verehrt. Der allererste von ihnen war nach seinem Tod zu einer Schlange geworden. Seither gilt die Schlange den Dogon als heiliges Tier. Vielfältige Tabus bestimmen das Leben der Dogon. Fetische

schützen vor bösen Geistern. Bestimmte Bezirke darf nur der Priester betreten. Wer dem Verbotenen zu nah kommt, stirbt auf der Stelle. Früher trugen die Priester immer Sandalen. Denn sie verfügten über so gewaltige Kräfte, dass ihre nackten Sohlen die Erde verbrannt hätten und alles was auf ihr wächst.

An den Dörfern der Dogon scheint die Zeit spurlos vorübergegangen zu sein. Ein Dorf ist für die Dogon kein totes Gebilde. Ein Dorf ist wie ein Mensch, ein lebendiges Wesen. Für die Anlage ihrer Dörfer haben die Dogon ein Vorbild. Sie versuchen, in der Dorfstruktur die vermeintliche Gestalt des allerersten vom Schöpfergott Amma geschaffenen Lebewesens nachzubilden. Entsprechend hat jedes Haus seinen festen Platz und über die reine Funktion hinaus seine Bedeutung. Wenn die Dogon ein Dorf errichten, bauen sie daher nicht einfach nur ein Haus neben das andere, sie versuchen, ihre mythischen Vorstellungen auf die Erde zu bringen.

So wie die Dogon ihre Häuser aus Lehm erbauen, so sind sie, nach ihrer Ansicht, auch selbst aus Lehm gemacht. Ein Mythos der Dogon erzählt, wie der Schöpfergott Amma, nachdem er die Erde aus einem Klumpen Lehm gemacht hatte, die ersten Menschen erschuf. Überall auf der von ihm geschaffenen Erde formte er kleine Lehmkugeln und machte daraus Menschen. Das erklärt auch, warum die Menschen verschieden sind. Denn die kleinen Menschenklumpen, die er in Afrika formte, waren dem gnadenlosen Feuer des Himmels, der Sonne ausgesetzt, und wurden daher schwarz. Voll Stolz nennen die Dogon sich deshalb Kinder der Sonne.

Wo die Dogon tatsächlich herkamen, weiß keiner so genau. Man vermutet aber, dass sie aus ihrer Heimat vertrieben wurden, weil sie sich weigerten, den islamischen Glauben anzunehmen. Am Ort ihrer Zuflucht fanden die Dogon das friedliche kleine Volk der Tellem vor, Teppichweber und Hirten. Die Tellem hatten ihre Wohnungen in die Felswand gebaut. Die Dogon nutzten später die Felsgrotten und Höhlen lediglich als Speicher für das Getreide und als Begräbnisort für ihre Toten. Von den Tellem gibt es außer den Löchern im Felsen fast keine Spuren mehr. So als habe es sie nie gegeben. Oder als seien sie nur ein Mythos der Dogon.

Typisch für die Bauweise der Dogon sind die in die Wände eingearbeiteten, aus dem festgebackenen Lehmmauerwerk herausragenden Holzbalken. Diese hölzernen Stäbe dienen als Leitern und Gerüste, wenn nach dem Regen die aufgeweichten und ausgewaschenen Lehmwände restauriert werden müssen. Heute leben etwa 250 Tausend Dogon in hunderten von kleinen Dörfern, die selten mehr als fünfhundert Einwohner zählen. Das Land der Dogon liegt mitten im Herzen von Mali, einige hundert Kilometer südlich von Timbuktu und östlich der alten Handelsstadt Djenne. Das ursprüngliche Siedlungsgebiet der Dogon ist die sogenannte Falaise. Auf einer Länge von 200 Kilometern bricht hier ein Hochplateau nach Süden hin steil ab zu einer weiten Ebene. Bandiagara, die größte

Stadt in der Nähe dieses Gebietes, gibt diesem Felsabbruch seinen Namen: Falaise de Bandiagara.

In der von komplizierten Mythen geprägten Gesellschaft der Dogon spielen Frauen eine untergeordnete Rolle. Von allen wichtigen Entscheidungen und Kulturen bleiben sie ausgeschlossen. Obwohl sie mehr und härter arbeiten als die Männer, obwohl sie die eigentlichen Ernährer der Familien sind, haben sie doch fast keine Rechte. Den Männern erscheinen die Frauen zu Zeiten als fremd und gefährlich und unrein.

Das erste Haus jeder Siedlung, das wichtigste und das erste, das errichtet wird, ist das Togu-na. Der Versammlungsort der Männer. Hier ruhen die Männer sich aus von den Strapazen des täglichen Lebens. Hier treffen sie sich, um sich zu erholen, von der Verantwortung für das Leben im Dorf. Hier vertreiben sie sich ihre Zeit, mit Handwerk und Tratsch. Hier halten sie ihre Versammlungen ab, die wichtigen Meetings, oder tauschen einfach nur die neuesten Dorfneuigkeiten aus.

Das Männerhaus mit seinem meterdicken Dach aus Ästen und Hirsestengeln hat in der felsigen Baumlosigkeit vor allem einen Zweck. Es spendet den müden Männern Schatten. Togu-nas gibt es in jedem Dorf, in jeder Siedlung. Alle haben die gleiche Bauweise und die gleiche Funktion, je nach der Grösse der Siedlung sind sie kleiner oder grösser, einige sind spärlich, andere reicher verziert. Die Figuren auf den Holzstützen symbolisieren und beschwören die Verbindung der Lebenden mit ihren Ahnen. Durch die freizügige Betonung des Geschlechtlichen wird bei diesen Figuren die Geschlechtlichkeit gewissermaßen aufgehoben. Doppelte Wesen entstehen, die nicht auf Antriebe eindeutig zugeordnet werden können. Ob der Betrachter sie als männlich oder weiblich identifiziert, liegt zunächst nur an seinem interpretierenden Blick.

Das Leben im Dogon-Land ist hart. Karg und steinig die Böden, Wasser muss mühsam von weither herangeschleppt werden, dürftig sind die Erträge landwirtschaftlicher Bemühung. Immer mehr Dörfer am Berghang werden daher verlassen. Die Menschen ziehen hinaus in die Ebene, wo Rinderzucht und Zwiebelanbau reicheren Ertrag versprechen. Zurück bleiben Ruinen, zurück bleiben die überkommenen Bauweisen und Traditionen. Die alte eigenständige Kultur der Dogon ist in Gefahr, nach und nach zu verschwinden. Die Sorge ums nackte Überleben bringt die Dogon dazu, ihre angestammten Gebiete zu verlassen, vertraute Lebensweisen aufzugeben. Die Weisheit der Dogon wird von ihrer Wirklichkeit eingeholt. Einer ihrer weisen Männer hat vor einem halben Jahrhundert die Weißen als raffgierige Rationalisten charakterisiert, die aus Angst um ihr Geld immer mehr davon anhäufen und doch nie genug bekommen weswegen sie nie glücklich werden.

Bleibt zu hoffen, dass die Dogon nicht so werden wie die Weißen, dass sie etwas von der Schönheit und Beschaulichkeit ihres bisherigen Lebens in die Ebene

hinunterretten, dass sie auch unter den neuen Lebensbedingungen ihre Tradition und Kultur erhalten können.

Buch und Regie: Josef Becker